

LITERATURA BRASILEIRA DE EXPRESSÃO ALEMÃ

(Coordenação geral: Celeste Ribeiro de Sousa)

HILDA SIRI

1918-2007

(Celeste Ribeiro de Sousa)

2008

Die alte Truhe

Hilda Siri

Vor einigen Tagen, als ich deinen Deckel aufschlug, um ein abgetragenes Kleidungsstück für einen Bettler zu suchen, betrachtete ich in Gedanken versunken deinen schweren Deckel, der mir als Kind immer Angst eingeflößt hat, weil ich fürchtete er könnte mir auf den Kopf fallen. In schön gebrannten, gotischen Buchstaben steht auf der Innenseite des Deckels geschrieben:

Baltazar von Niebelschuetz
Anna Maria, Niebelschuetzin,
geborene von Reichenbergerin
1677

An der vorderen Außenwand steht in lateinischen Buchstaben:

C. F. Becker
Santa Cruz
Sued-Brasil

Der Deckel und die Wände sind mit schweren Eisenbeschlägen verstärkt und verziert, und ein mächtiger Schlüssel steckt im kunstvollen Schloss.

Seit dieser Stunde hat mich meine Phantasie nicht mehr zur Ruhe kommen lassen, und ich musste immer wieder über den weiten Weg nachdenken, den du zurückgelegt hast, um zu mir zu kommen, und über die alten Geschichten, die meine Urgroßmutter mir erzählt hat. Wenn es Abend wurde, ich die Kühe vom ‚Kamp‘ geholt hatte und sie mit dem Füttern und Melken fertig war, dann saßen wir bis zum Abendbrot in ihrer dämmrigen Stube, sie in einem alten Lehnstuhl und ich auf dem Deckel der Truhe. Wir plauderten und ich lauschte voll Hingabe ihren Erinnerungen, und sie hörte sich geduldig an, was mir so durch den Kopf ging. Es ist schade, dass ich damals noch nicht schreiben konnte, denn ein Jahrhundert Geschichte und Kultur deutscher Siedlung in Brasilien wäre in ihren einfachen Erzählungen festgehalten und der Nachwelt übermittelt worden. Denn ‚Mutter‘, wie sie von allen genannt wurde, selbst von Fremden, ist 94 Jahre alt geworden und hat mein erstes Kind noch auf den Knien gehalten.

Wo kamst du her, alte Truhe?

Das Eichenholz, aus dem du angefertigt bist, wuchs bestimmt schon in der Zeit des dreißigjährigen Krieges in Oberschlesien. Im Schatten der Bäume werden schwedische Landsknechte gerastet und sich am Feuer der dürren Äste gewärmt und Wildschweine am Spieß gebraten haben. Polen und Tschechen sind an den Bäumen vorüber gezogen, bis der Gutsherr die Stämme aussuchte, die geschlagen werden sollten, und dem Tischler das Holz übergab, der die Truhe zur Ausstattung des Burgfräuleins anfertigen sollte. Wo wirst du gestanden haben, als du noch ganz neu warst?... Bestimmt in einem mittelalterlichen Schloss. Die junge Gutsherrin, in weiten Röcken, in eng anliegendem Mieder und Schlitzärmeln wird in dir das köstliche weiße Linnen geborgen haben, welches sie selbst gesponnen und gewebt hatte und manches Kleinod wird tief unten versteckt gelegen haben. Wieviel Freude, wieviel Leid wirst du schon in deiner Jugend mitangesehen haben. Denn die Kanonendonner vieler Kriege

erschütterten die Grundfesten des Schlosses. Österreicher, Polen, Tschechen, Preußen und Franzosen zogen vorüber, plünderten, sengten, rissen Familien auseinander, mordeten und verschleppten. Doch du überdauertest, überlebstest alle, die Ritter und Burgfräulein, die Schlösser und ihre Herren. Du sahst den Glanz und das Elend einer romantischen Zeit. Wieviel Puderstaub wird aus zierlichen Perücken auf den Deckel gefallen sein, wieviel Reifröcke werden sich an deinen Eisenbeschlägen festgehakt haben, bis das Geschlecht, dem du dientest, verarmte und du zur Versteigerung gelangtest.

Von jetzt ab wird deine Geschichte meine Familiengeschichte, denn auf dieser Versteigerung wurdest du von einem Onkel meines Urgroßvaters erworben. Er war ein Bauer und du wurdest in ein einfaches Bauernhaus in der Nähe von Breslau gebracht. Dort standest du friedlich zwischen anderen groben Möbeln, bargst das grobe Linnen der Hausbewohner und wurdest von den Besuchern bestaunt, denn deine noble Herkunft ließ sich nicht verleugnen, sie war zu offensichtlich. Eines Tages, lauschtest du auf, denn es war von dir und deinem Schicksal die Rede. Ein großer, kräftiger Mann, ungefähr im Alter von vierzig Jahren, betrat mit seinem Sohn, einem stolzen Jüngling die Stube und sein Blick fiel auf dich.

„Bruder“, sagte er. „Wir wandern aus, meine Frau, mein Sohn und ich. Ich bin es überdrüssig immer auf gepachteten Land zu arbeiten, ich will ein freier Bauer werden auf eigener Scholle.“

„Wo willst du hin?“

„Nach Südbrasilien. Es ist schon alles in die Wege geleitet. Das Auswandererschiff wird Hamburg in zwei Monaten verlassen. Jetzt muss ich meine Habe zusammenpacken. Viel ist es nicht. Möchtest du mir deine Truhe verkaufen?“ Er deutete auf dich.

„Nimm sie mit, Bruder. Ich schenke sie dir. Ach, dass du so weit fortziehen willst. Du solltest bei uns bleiben. Irgendwann wirst du ein eignes Stück Land erwerben können.“

„Durch Generationen hindurch haben wir darauf gewartet, aber die Gutsbesitzer geben kein Land her. Nein, ich warte nicht länger. Mein Sohn soll einmal ein Großgrundbesitzer sein. Drüben ist Land in Hülle und Fülle, und es ist so billig.“

Er verließ die Heimat und du gingst mit ihm. Du wurdest bis zum Rande voll gepackt mit Linnen und Hausgerät, mit Zinntellern und geröstetem Schwarzbrot, mit derben Schuhen und Sämereien. Obenauf lag die Bibel, ein Band Schillers Gedichte und eine Fibel. Der Bruder brachte die Auswanderer in einem Pferdewagen bis nach Hamburg. Diese Reise ging quer durch Deutschland und jeder Blick war ein Abschiednehmen.

Der große, starke Mann, dessen Namen auf deiner Außenwand eingebrannt ist, und sein Sohn August waren frohen Mutes, und August blies manche frohe Weise auf seiner Trompete, denn er war Musikant, doch die Mutter war traurig. Das Heimweh, das sie in der neuen Heimat bis zu ihrem letzten Atemzug nicht verlassen sollte, machte sich jetzt schon spürbar.

Das Segelschiff lag schon im Hamburger Hafen bereit. Acht Familien verließen auf ihm die alte Heimat, um eine neue zu suchen. Auch du, alte Truhe, verließest die heimatliche Erde, die dein Holz nährte, und segeltest tief im Schiffskörper verstaut, einem neuen Land entgegen. Du konntest das Meer nicht sehen und auch nicht die Menschen, die das Schiff bevölkerten. Es war auch ein Mädchen dabei, ein mageres hochgewachsenes Geschöpf mit langen, blonden Zöpfen und groben Gesichtszügen. Sie wurde später deine Herrin. Es war Susanne, meine Urgroßmutter.

Am Äquator entstand eine Flaute, welche das Schiff fast einen Monat lang nicht vom Fleck kommen ließ. Die Auswanderer vertrieben sich die Zeit so gut es ging. Du hörtest oft ferne Klänge von Musik, denn es waren unter den Reisenden verschiedene die Instrumente spielten. Die lustigen Weisen vertrieben manche trüben Gedanken.

Das erste Ziel der Reise war erreicht. Du warst glücklich, dem dumpfen Raum entronnen zu sein und unter einem strahlend blauen Himmel zu stehen; hinaus zu schauen auf den breiten Fluss Guaíba und auf das schöne aufblühende Städtchen Porto Alegre. Es gab dort schon viele deutsche Familien, die sich im Handel und in der Industrie Ansehen und Wohlstand erarbeitet hatten.

Die Siedlung São Leopoldo hatte sich zu dieser Zeit schon so schön entwickelt und ausgebreitet, dass es notwendig wurde, für die immer neu hinzukommenden Einwanderer eine neue Kolonie zu gründen. Die Wahl der Regierung fiel auf das heutige Santa Cruz do Sul. Es handelte sich um eine Gegend, die auf dem Flusswege leicht zu erreichen war. Undurchdringliche Urwälder bedeckten Hügel und Täler. Ein teilweise schiffbarer Fluss, der Rio Pardo, verband die neue Siedlung mit dem Jacuífluss, auf dem die Schiffe und Kähne die Hauptstadt der Provinz, Porto Alegre, in einer Tagereise erreichen konnten. Das Städtchen Rio Pardo, das am gleichnamigen Fluss liegt, war in den ersten Jahren das Handelszentrum der jungen Kolonie. Der Stadtplatz ‚Faxinal‘, die heutige Stadt Santa Cruz wurde im Jahr 1849 angelegt. Von dort aus wurden die Vermessungen des Hinterlandes vorgenommen: die ‚Pikaden‘: Rio Pardinho, Dona Josepha und der Pikade von Santa Cruz.

Du fuhrst mit den Einwanderern im Jahre 1854 auf einem kleinen Raddampfer den Jacuí hinauf. Es war eine Fahrt durch einen fremden wilden Garten. An beiden Ufern hing das Laub der Bäume und die blühenden Schlingpflanzen bis in den Fluss hinunter, seltsame Vögel und Schmetterlinge tummelten sich über dem Wasser. Saftige Wiesen lösten die Wälder ab, auf denen wildes Vieh graste. Die unendliche Stille wurde vom Brüllen der Affen, vom Miauen der Tigerkatzen und von anderen nie vernommenen Lauten unterbrochen.

Vom Ort Rio Pardo ging die Reise zu Fuß weiter bis Dona Josepha, dem neu vermessenen Siedlungsgebiet. Was müssen meine

Vorfahren für Bärenkräfte gehabt haben, dass sie dich, alte schwere Truhe, angefüllt mit dem schweren Krempel einer schwerlebigen Zeit, durch die fast weglosen ‚Pikaden‘ schleppen konnten. Und alles musste geschleppt werden, die Bündel, die kleinen Kinder, kein Maultier stand zur Verfügung.

Und dann standest du, alte Truhe, zusammen mit deinen Herren, mitten im Urwald, ohne Dach über dem Kopf, ohne Feuerstatt, einer feindlichen Natur gegenüber. Nur Äxte, Messer, Sicheln und Hacken standen zur Verfügung und starke Arme, und Feuer. Das Feuer war der einzige Verbündete im Kampf gegen die Wildnis, gegen Schrecken und die wilden Tiere. Alles schien hoffnungslos, niederdrückend, überwältigend, und trotzdem hattet ihr nach ganz kurzer Zeit ein Dach über dem Kopf, wenn auch nur das Dach einer Hütte. Und schon nach einem Jahr konnten sich deine Herren vom Ertrag der Ernte ernähren.

Von dem Kampf der Männer draußen in der Wildnis kannst du nichts erzählen, denn du hast ihn nicht gesehen. Du sahst nicht, wie die Menschen von niederstürzenden Bäumen verletzt oder erschlagen wurden, du sahst nicht, wie die Brüllaffen sich über die junge Pflanzung stürzten und sie verheerten. Du sahst nicht die Überschwemmungen des sonst kleinen Flüsschens Rio Pardino, das die wenige Habe einiger Siedler in seinen Fluten mitriß, du sahst nicht, wie die halbwüchsigen Kinder das Unterholz abschlugen, um Wege frei zu legen, du sahst nicht, wie Männer und Frauen sich mühten, die mächtigen Waldriesen zu fällen; auch die Schlangen, Tigerkatzen und das Ungeziefer blieben dir fremd. Du konntest auch nicht das herrliche, grausame Schauspiel des Feuers bewundern, welches die Wälder in Schutt und Asche legte. Auch der hoffnungsvolle Anblick der ersten Saat, die zwischen den verkohlten Baumstämmen aus der mit Asche bedeckten Erde sprossete, wird dir nicht zu teil. Du sahst nur die Tränen des Heimwehs meiner Urahne, welche die kostbaren Güter der Heimat, die du bargst, mit den

verarbeiteten Händen streichelte, sie ihrem Sohn und später ihren Enkeln zeigte, bis auch sie der Vergangenheit angehörten. Du sahst nur, wie die Männer abends abgehärmt und müde nach Hause kamen und die schweißtriefende Kleidung vom Körper streiften. Doch dann hörtest du manchmal, erst selten, den frohen Klang der Trompete, zu dem sich am Sonntag die Klänge anderer Instrumente gesellten.

Nach gar nicht langer Zeit wandertest du in ein neues, festes Haus, und dann bekamst du auch eine neue Herrin, denn August heiratete Susanne, das Mädchen vom Schiff. Es war nicht mehr mager und unansehnlich, denn der Kampf und die Arbeit hatten eine große, blühende und starke Frau aus ihr gemacht, die schon ganz ein Kind der neuen Heimat war, aber die alte Heimat in ihrer Sprache, ihren Sitten und ihren Gedanken trug. Das war die ‚Mutter‘. Sie war an der Mosel geboren, in Rachtich, und sie hatte das sprühende, heitere Wesen und die Herbe eines Moselweines. Als die Ururahne in der Erde des Gartens beerdigt war und die Zeit die Trauer um sie getilgt hatte, sahst du nur noch wenig Tränen, liebe, alte, Truhe, denn ein neues Geschlecht wuchs heran, frisch und lebensfroh, dem die Opfer, die sie dem Lande brachten, eine Selbstverständlichkeit geworden waren. Es waren nicht nur von Gestalt große Menschen, sondern auch innerlich. Einfach und frei, unbelastet von Krankheiten und Psychosen unserer modernen Zeit, naturverbunden, arbeitsam und fleißig, heiter, Freunde eines guten Essens, eines guten Weines, der Geselligkeit und der Musik. Und der Muse, nicht zu vergessen, denn meine Urgroßmutter inszenierte selbst Theaterstücke, in denen sie die Männerhauptrolle spielte, was durchaus zu ihr passte, denn sie war groß und stark wie ein Mann. Sie dichtete auch und verfasste zu feierlichen Angelegenheiten das Festgedicht. Mein Urgroßvater leitete eine Kapelle, die auch auf Bällen aufspielte. Doch diese Genüsse verschönten nur die Feierabende und Sonntage. Die Wochentage waren ausgefüllt mit der Arbeit auf dem Felde, im Walde und mit den

Haustieren. Auch Gemüse, Obst und Blumen wurden gehegt und gepflegt.

Du könntest von der Arbeit der Kolonistenfrau erzählen, wenn dir die Sprache gegeben wäre. Alles wurde zu Hause gemacht, gesponnen, gewebt, gestrickt, Brot gebacken, Enten und Gänse gerupft, deren Federn die dicken Unter- und Oberbetten füllten, von denen die Alten sich auch im subtropischen Klima nicht trennen konnten.

Die Frau musste mit in die ‚Roça‘ zum Pflanzen und Säen. Sie zog die Kinder auf und verrichtete so nebenbei alle Arbeiten im Hause, auf dem Hof und im Garten. Sie fütterte die Kühe und molk sie; sie half das Korn dreschen und den Mais abrubbeln; der Honig musste geschleudert und Sirup und Marmeladen eingekocht werden; das Obst wurde gedörst und der Tabak aufgefädelt, die Schweine wurden gemästet, geschlachtet zu Wurst verarbeitet und der Speck geräuchert oder ausgebraten; und was sonst noch alles zum Tagewerk gehörte.

Noch einmal sahst du die Tränen der Verzweiflung, das war als meine Großmutter, die Frau von Mutters zweitem Sohn, bei der Geburt ihres ersten Kindes starb. Sie verblutete, weil es weit und breit keinen Arzt gab, geschweige denn, ein Hospital. Während ihr das Leben entströmte, wurde meine Mama geboren. Mutter hat mir oft davon erzählt, wie sie ums Lager herumstanden und die junge, schöne, gesunde Frau sterben sehen mussten, ohne ihr helfen zu können, tatenlos und verzweifelt.

Du sahst das kräftige Kind heranwachsen, spielen und lernen. Du sahst es in seinem Konfirmandenkleidchen und als Braut geschmückt. Wie oft mag auch sie, wie später ihre eigenen Kinder, deinen Deckel aufgeschlagen und nach geheimnisvollen, verborgenen Schätzen gewühlt haben.

Wie mag es ihr schwer gefallen sein, von dir, der Umgebung ihrer Kindheit Abschied zu nehmen, um mit ihrem Gatten, meinem Vater, in Neuland zu ziehen.

Oben auf der ‚Serra‘ bauten sie sich ein kleines Geschäft auf, in dem sie sich und ihren Kindern einen sicheren Wohlstand erarbeiteten. Hier kam ich, als drittes Kind zur Welt.

Als ich vier Jahre alt war, lernte ich dich kennen, liebe alte Truhe.

An einem schönen sonnigen Tag stand auf einmal ‚Mutter‘ mit Sack und Pack vor unserer Haustüre. Ich glaube bestimmt, dass ihr Kommen vorbereitet und besprochen war, doch für mich kam es plötzlich. Ihr Mann war gestorben und mein Großvater bei dem sie gewohnt hatte, war mit seiner ganzen Familie (er hatte wieder geheiratet) nach Argentinien, nach ‚Misiones‘, ausgewandert. Es war selbstverständlich, dass sie zu ihrem Enkelkind zog, dass sie wie ihr eigenes Kind aufgezogen hatte. Sie stand vor der Türe, immer noch groß und rüstig, die Haare leicht ergraut, und neben ihr türmten sich die mitgebrachten Sachen: ein Blechköffchen, ein Deckelkorb mit Blumenpflanzen, ein Quersack und du, alte Truhe. Mit all dem zog sie in die Stube, welche von da ab der Mittel- und Ruhepunkt unseres belebten Hauses wurde.

Meine Mutter half meinem Vater im Geschäft, in der ‚Vende‘ wie sie heute noch auf dem Lande und in den Dörfern zu finden sind. Die Vende ist ein Verkaufsladen, in dem man alles kaufen kann, was auf dem Land benötigt wird vom Pflug bis zum Seidenkleid, vom Regenschirm bis zur Sichel, von der Zeitung bis zur Stopfnadel. Wirklich alles. Dort bringen die Kolonisten ihre Ernte hin und tauschen sie gegen Dinge des häuslichen Bedarfes. Die Vende ist stets das Herz der Siedlung, denn dort treffen sich die Kolonisten von weit und breit, erfahren Neuigkeiten und tauschen ihre Erfahrungen aus. Der Besitzer solcher Vende bildete früher mit seinen Knechten und Angestellten eine einzige Familie, da jene meistens dort schliefen und

beköstigt wurden. Es gab weder einen Achtsturentag noch Feiertage, vom frühen Morgen bis zur hereinbrechenden Nacht stand die Vende den Kunden zur Verfügung. Aus dieser Vende hat sich, im gleichen Schritt wie das Städtchen wuchs, das Kaufhaus entwickelt, an dessen Blüte meine Mama keinen geringen Anteil hat. Wie oft hat sie in ihren seltenen Mußestunde in Mutters Stube auf deinem Deckel gesessen und Ausspannung vom ununterbrochenen Hasten und Treiben gesucht. Du strömtest Ruhe und Frieden aus.

Meine Urgroßmutter übernahm sofort mit der größten Selbstverständlichkeit eine große Anzahl Pflichten. Sie sah nach den Kühen und pflanzte für sie das Futter. Der Garten war ihr ureigenstes Reich. Sie pflanzte alles, was wir für die Küche brauchten: das Gemüse, den ‚Mandiok‘, die ‚Bataten‘ und Kartoffeln. Sie hatte eine große Liebe zu den Blumen. Alles, was sie in die Erde steckte, wuchs. Sie nahm auch uns Kinder mit zum Pflanzen und freute sich, wenn unsere jungen Händchen die Pflänzchen in die Erde gruben. Sie war uns eine zweite Mutter

An den Regentagen flickte sie oder machte Handtücher aus Zucker- und Mehlsäcken. Dann hielten wir Kinder uns bei ihr im Zimmer auf, fädelten ihr die Nadeln ein und lauschten ihren Geschichten. Oftmals, wenn wir uns unbeobachtet glaubten, schlugen wir deinen furchterregend schweren Deckel auf und kramten in deinem Inhalt. Du hattest für uns einen ganz besonderen Reiz, liebe alte Truhe. Immer glaubten wir, ganz in der Tiefe müsse noch etwas verborgen liegen, was wir noch nicht kannten, irgendetwas Uraltes. Doch du bargst nur Mutters Habseligkeiten. Alles war sauber gebündelt und in Pappkästen verpackt.

Doch in den Feierstunden, da ruhten Mutters Hände, und ich habe nie wieder solche ruhenden Hände gesehen. Sie waren groß und sehnig, wie die eines alten Mannes voller Schwielen und Runzeln, von der Erde und der Sonne gegerbt, und doch so friedliche Hände. Ich sehe sie heute noch, wie sie sich abmühte Briefe an ihre Söhne und

Verwandten zu schreiben. Sie hatte das Schreiben erst im Alter von 70 Jahren gelernt, als sie zu uns kam. Neben ihr lag dann immer eine alte Fibel, in der sie die Wörter suchte, die sie nicht schreiben konnte. Sie las auch pünktlich die Zeitung, und es gab nichts, vorüber man sich mit ihr nicht unterhalten konnte.

In den Ruhestunden, wenn wir zusammensaßen, erzählte sie uns Geschichten aus ihrem Leben und sagte auch Gedichte auf, sie konnte fast alle Balladen Schillers auswendig, auch Abschnitte von Theaterstücken, die sie damals auf ihrer improvisierten Bühne mit dem Dreschtuchvorhang zur Aufführung gebracht hatten. Die Geschichten waren alle so einfach und so schlicht wie sie selbst, ohne philosophische Auslegungen, ohne psychologische Analysen. Alles was sie sagte, war kraftvoll, heiter und lebensbejahend; nichts war geziert, nichts war verdreht. Wenn sie von einem Sterbefall in der Verwandtschaft Nachricht erhielt, war ihr Kummer spontan und tief, aber nie grüblerisch oder zermürend. Sie war eine ausgeglichene und in sich selbst gefestigte Frau. In aller Natürlichkeit und ohne Furcht sprach sie von dem Tode. Sie hatte ihr ganzes Leben lang so viel gearbeitet, das Leben so intensiv gelebt in seinen Anforderungen und Freuden, dass sie sich nichts Schöneres wünschte, als eine vollkommene Ruhe.

Eines Tages, als sie deinen Deckel aufschlug, rief sie mich zu sich. Ich mochte wohl 16 Jahre alt gewesen sein.

„Gib acht, mein Kind,“ sagte sie. „Dieses hier ist mein Sterbekleid.“ Sie nahm alles Stück für Stück heraus und zeigte es mir: „Wenn ich einmal gestorben bin, braucht ihr nicht lange danach zu suchen. Hier ist der schwarze Rock, die Jacke, die Unterröcke und das Hemd. Das Hemd werde ich noch einmal waschen, denn es ist schon so vergilbt. Und hier sind zwei schwarze Tücher, das eine ist für den Kopf und das andere ist dazu da, mir das Kinn hoch zu binden. Ich habe schon oft bei alten Leuten gesehen, dass ihnen

immer das Kinn so hässlich herunter fällt. Wenn es bei mir auch so ist, dann bindet es mir hoch.“

Sie sagte das alles mit so einer Selbstverständlichkeit, dass ich wohl erschüttert war, aber in mir keine Trauer aufkommen konnte. Sie legte alles wieder auf seinen alten Platz und schlurfte vom Alter und den schweren Lasten gebeugt, wieder zu ihrem Sessel.

Einmal, als wir so von allem sprachen, bat ich sie, mir die Truhe zu hinterlassen. Sie sagte sofort zu.

Jetzt gehörst du mir, liebe, alte Truhe. Die Würmer haben dein Holz zerfressen, es ist ganz porös und besteht fast nur noch aus der äußeren Schale. Du bist jetzt alt, und sehnst dich vielleicht auch nach Ruhe. Du hast vielen Geschlechtern gedient und bargst die kleinen Dinge, die den Alltag erfreuen. Jetzt bist du zwecklos geworden, denn in deiner zermürbten Hülle kann man nur noch wertlose Dinge aufbewahren. Das macht dich traurig. Auch die Bewunderung, die dein Altertumswert geniest, kann deinen Gram nicht lindern. Schlicht, wie du bist, wie die Menschen dich gemacht haben, hättest du gern weiterhin einem nützlichen Zweck gedient. Du bist jetzt müde geworden und des Daseins überdrüssig. Du hast der Mutter gedient, hast ihr Sterbekleid geborgen, hast ihr großes, reines Leben gesehen. Was kann dir dein Dasein noch bieten.

Du dienst jetzt der Nachfahrin eines starken, arbeitsamen Geschlechtes, dessen Freude und Leid du ein Jahrhundert lang geteilt hast. Du hast den Aufstieg einer Familie durch fünf Generationen hindurch erlebt, die durch Fleiß aus Armut und Besitzlosigkeit zu Ansehen und Wohlstand gelangte. Du bist eine Mahnung und Verpflichtung, dem Beispiel meiner Ahnen zu nachzueifern.

So erfüllst du, alt und zermürbt, doch noch eine wertvolle Aufgabe, liebe, alte Truhe.

(Diese Truhe steht heute im Museum der Universität in Ijuí, RGS.)

Fontes:

Siri, Hilda. Die alte Truhe. In: *Serra-Post-Kalender*. Ijuí, Ulrich Löw, 1952, p.81-92.

Zwanziger, Iris. Die alte Truhe. In: *Die alte Truhe*. 2ª ed. Campinas, edição da autora, 2000, p. 23-31.